

Predigt im Universitätsgottesdienst des Sommersemesters 2014,  
Sonntag Kantate, 18. Mai 2014, 18 Uhr, St. Marienkirche

Prof. Dr. Jens Schröter

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Immer wenn ich mit dem Fahrrad zur Theologischen Fakultät fahre, liebe Hochschulgemeinde, fahre ich unter der Bornholmer Brücke durch und überquere kurz danach auf der nächsten Brücke, der Behmstraßenbrücke, die S-Bahn-Gleise. Auf der Behmstraßenbrücke hat man einen wunderschönen Blick nach Westen auf den Wedding und dahinter den Funkturm; im Osten schaut man auf den Prenzlauer Berg, etwas dahinter ist der Fernsehturm zu sehen; im Norden sieht man die Bornholmer Brücke. Jedes Mal, wenn ich diese Strecke fahre – und das geschieht mehrmals in der Woche –, berührt es mich, dass mein ganz normaler Arbeitsweg an einem derart geschichtsträchtigen Ort vorbeiführt. Als „Grenzgänger“ im eigentlichen Sinn des Wortes fahre ich direkt auf dem Mauerweg entlang und durchquere kurz darauf den besonders als Treffpunkt am 1. Mai sehr bekannt gewordenen Mauerpark.

Der Blick auf meinem fast täglichen Weg ruft Berliner, ja deutsche Geschichte wach, gerade weil man die Bornholmer Brücke von hier aus, von der Behmstraßenbrücke, so gut sehen kann. Ich wähle darum diesen Blick auch als symbolischen Ort für diese Predigt.

Der Blick von der Behmstraßenbrücke wäre viele Jahre lang unmöglich gewesen. Während der Zeit der deutschen Teilung war die Brücke gesperrt, später dann baufällig, erst 2002 wurde sie wiedereröffnet. Das Schicksal

der jahrzehntelangen Sperrung teilt sie mit der nur ein wenig weiter nördlich gelegenen Bornholmer Brücke. Brücken, die in diesem Teil Berlins den Ost- und den Westteil eigentlich verbinden sollten, wurden so zum Symbol der Teilung der Stadt. Wer im Osten Berlins lebte, dem stand das beständig vor Augen. Die Welt endete an der Mauer, der S-Bahnhof Bornholmer Straße war, wie andere Berliner S-Bahnhöfe auch, ein Geisterbahnhof, mitten im Grenzstreifen gelegen; der Kudamm, der Grunewald und der Kreuzberger Kiez waren unerreichbar und gefühlt genauso weit entfernt wie New York oder Paris, wenn auch tatsächlich nur wenige Kilometer weit weg. RIAS Berlin begann seine Nachrichtensendungen stets mit der Ansage: „Hier ist RIAS Berlin, eine freie Stimme der freien Welt“. Zu dieser freien Welt gehörte man im Osten Berlins ganz und gar nicht. Die DDR reglementierte und überwachte die Menschen so gut sie konnte, perfide und skrupellos, dabei zugleich provinziell und kleingeistig. Der Bewegungsradius von DDR-Bürgern erstreckte sich auf einige Länder des Ostblocks, oft kam man auch dorthin nur mit Sondergenehmigungen und unter strengen Auflagen. Nur in diesen Ländern sah man darum auch Trabis. Heute sind sie Kult: es gibt Trabi-Rallyes und alle möglichen Sonderformen des ulkigen Autos, anlässlich seines Deutschlandbesuchs hat sich kürzlich sogar Tom Hanks einen Trabi gekauft. Vor 1989 waren Trabis dagegen die Gehhilfen der Ostdeutschen. In Westdeutschland kannte man sie zumeist nur vom Hörensagen. Als es ein paar Monate nach der Wende einige von ihnen sogar bis nach Süddeutschland schafften, rieben sich die Menschen erstaunt die Augen und konnten es kaum fassen, dass diese Gefährte mehrere hundert Kilometer am Stück fahren konnten. Über die Bornholmer oder die Behmstraße ist vor dem 9. November 1989 wohl kaum ein Trabi gefahren, Transit schon gar

nicht. Trabis und Transit, das waren vor 1989 zwei getrennte Welten: Entweder man fuhr Trabi oder man fuhr Transit.

Und dann kam der 9. November 1989. Immer noch unfassbar, was an diesem Tag geschehen ist. Die Episode von Günter Schabowski und der wohl irrtümlich von ihm verkündeten Nachricht, die Genehmigung für DDR-Bürger, besuchsweise in den Westen zu reisen, gelte ab sofort, ist oft erzählt und analysiert worden. Bemerkenswerter als die offenbar im Politbüro der SED nicht abgestimmte Aktion ist die unmittelbare Wirkung, die sie hervorrief und die mit einem Dambruch zu vergleichen wohl noch untertrieben wäre. Die DDR implodierte nach der Veröffentlichung dieser Nachricht regelrecht. In nur wenigen Stunden fiel sie in sich zusammen, als sei sie nur ein schlechter Traum gewesen. An der Bornholmer Straße fing es an. Menschen gingen über die Grenze nach West-Berlin – in den anderen Teil der Stadt, deren Name von den DDR-Obersten konsequent als ein Wort, also ohne Bindestrich, geschrieben wurde, um den Eindruck zu vermeiden, es handle sich um den westlichen Teil einer geteilten Stadt. Den ersten, die damals auf der Bornholmer Brücke die Grenze überschritten, wurden von den DDR-Grenzbeamten noch die Pässe ungültig gestempelt, sie wurden also mit ihrem Grenzübertritt zugleich ausgebürgert. Aber das interessierte alles nicht mehr, als kurz darauf über 20.000 Menschen den Grenzübergang einfach ignorierten und damit dem DDR-System endgültig ein Ende bereiteten.

Die Ereignisse auf der Bornholmer Brücke waren die Konsequenz von Entwicklungen, die im Sommer 1989 in den Botschaften der Bundesrepublik Deutschland in Budapest und Prag begannen, in den Montagsdemonstrationen in Leipzig einen eindrucksvollen Höhepunkt fanden und mit der spektakulären Öffnung der Grenze an der Bornholmer

Straße die DDR zu einer Episode in der deutschen Geschichte werden ließen. Nach wie vor faszinierend daran ist, wie ein System von Kontrolle, Überwachung und Bevormundung einfach dadurch zusammenbrach, dass eine große Anzahl von Menschen erklärte, sich diesem System nicht länger zu unterwerfen und dies auch öffentlich bekundete: auf Straßen und Plätzen, in Kirchgemeinden und vor Behörden, in Schulen und Universitäten. Die größeren politischen Rahmenbedingungen – die Sowjetunion unter Gorbatschow, die deutsch-deutsche Innenpolitik – gehörten dazu, keine Frage. Ohne die Selbstverständlichkeit aber, mit der Menschen erklärten, sie ließen sich nicht länger einsperren und bevormunden, wäre der Traum vom friedlichen Ende eines politischen Systems, in dem Recht und Freiheit nichts galten, nicht in Erfüllung gegangen – ein Traum, der in besonderer Weise ein Stadttraum Berlins war.

Der Prophet Micha hat eine Vision, wir haben sie vorhin gehört. Er träumt vom großen, vom endgültigen Frieden für die Welt. Die Völker werden zum Berg des Herrn strömen, auf dem sein Haus fest gegründet steht. Recht wird herrschen zwischen den Völkern, ihre Schwerter werden sie zu Pflugscharen schmieden und ihre Speere zu Winzermessern. Krieg wird nicht mehr sein, jeder wird unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum sitzen, ein jedes Volk wird wandeln im Namen seines Gottes – wir aber, so schließt der Prophet, im Namen unseres Gottes.

Was für ein Text! Die Vision einer Welt, in der die Völker nicht mehr Krieg gegeneinander führen – ja, sich sogar in ihrem jeweiligen Gottesglauben respektieren! Ein bemerkenswerter biblischer Text, fürwahr! Ist die Hoffnung auf einen Frieden ohne Sicherheit durch Schwerter – heute würden wir wohl eher sagen: durch Panzer und Raketen – denn realistisch?

Kann so ein Ort sein, an dem Menschen verschiedener Herkunft und verschiedenen Glaubens friedlich miteinander leben, für Recht gesorgt wird und alle in Würde leben können? Ein Ort, an dem Pflugscharen zählen und nicht Schwerter? Kann Berlin ein solcher Ort sein?

„Schwerter zu Pflugscharen“ – unter der Überschrift wurde in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine der pfiffigsten Aktionen der DDR-Friedensbewegung ins Leben gerufen. Inspiriert durch die Evangelische Kirche in der DDR, wurden unter Bezug auf dieses biblische Wort und – das war entscheidend – auf eine Skulptur, die die Sowjetunion der UNO geschenkt hatte und die seit 1959 vor dem UNO-Hauptgebäude in New York steht, Lesezeichen und Aufnäher gedruckt, Ausstellungen initiiert und eine Friedensdekade ins Leben gerufen, unter dem Motto: „Frieden schaffen ohne Waffen“. Den DDR-Behörden war das alles einigermaßen unheimlich, aber sie wussten nicht so recht, wie sie dagegen vorgehen sollten. Einerseits waren ihnen so gar nicht recht, dass da jenseits der staatlich verordneten politischen Aufmärsche und Indoktrinationen eine eigenständige politische Initiative entstand, die sich nicht staatlich lenken lassen wollte. Andererseits konnten die Behörden auch nicht offen dagegen vorgehen, denn Friedensparolen wurden auch von ihnen selbst verwendet, und das Bibelwort des Propheten Micha hatte in der Skulptur eines sowjetischen Künstlers bildliche Gestalt gewonnen. Dass genau diese Skulptur als Symbol der DDR-Friedensbewegung verwendet wurde, bereitete den DDR-Oberen einiges Kopfzerbrechen.

Auf die naheliegende Lösung kamen sie nicht – und das war es, was wir seinerzeit viel mehr fürchteten als staatliche Repressionen: Wenn die DDR-Oberen die Losung „Schwerter zu Pflugscharen“ aufgegriffen und sie als Parole der staatlich gelenkten Jugendorganisation FDJ ausgegeben hätten,

wäre die politische Brisanz mit einem Schlag erledigt gewesen. Aber darauf kamen die DDR-Behörden zum Glück nicht, und so behielt das Symbol „Schwerter zu Pflugscharen“ – das sich vor allem gegen die atomare Bewaffnung und die Konfrontation der beiden Blöcke „NATO“ und „Warschauer Pakt“ richtete – seine politische subversive Botschaft: kein Frieden ohne Freiheit, keine Freiheit ohne die Beseitigung von Bevormundung und kleingeistiger Enge, ohne Freiheit keine Gerechtigkeit.

Der Text aus dem Buch des Propheten Micha traf Anfang der achtziger Jahre einen Nerv. Stark kam er daher, gewaltig war seine Botschaft, volltönend sein Klang. Vielleicht hat er damals in ähnlicher Weise eingeschlagen wie seinerzeit in Israel, als er zum ersten Mal erklang. Die Vision von den zu Pflugscharen umgeschmiedeten Schwertern ist vermutlich in einer Situation entstanden, als Israel unter fremder Herrschaft im Exil lebte. Der Tempel war zerstört, die Verheißung einer Zeit des Friedens und des Heils konnte man nur als Vision einer fernen Zeit hören, von der man allenfalls hoffen konnte, dass sie einmal wahr werden würde. Der Prophet aber war überzeugt, dass man in dürftiger Zeit Mut und Zuversicht nicht sinken lassen darf. Der Blick sollte sich darauf richten, was man von Gott erwarten kann und erwarten darf. Nur so können Träume wahr werden.

Kraftvoll erklang das Wort von den Schwertern zu Pflugscharen auch in Zeiten des Kalten Krieges, der atomaren Abschreckung und der deutsch-deutschen Teilung. Kaum einer hätte damals zu hoffen gewagt, dass sich der Traum von der Freiheit für die Menschen in Ostberlin, in der DDR und in anderen Ländern des sogenannten „Ostblocks“ tatsächlich erfüllen könnte. Richtig ist auch: Der Friedensbewegung ging es nicht in erster Linie um die Überwindung der deutschen Teilung, sondern um die Abwehr der

beklemmenden Vorstellung eines Atomkriegs. Und dennoch wissen wir heute und ahnten viele auch schon damals: Nur wenn die menschenverachtende Mauer in dieser Stadt fällt, nur wenn die Todesgrenze, die dieses Land durchzog und die zugleich Symbol des Kalten Krieges war, verschwindet, hat der Frieden eine Chance.

25 Jahre ist das her, in vielen Büchern, Filmen und Diskussionen ist die DDR-Zeit und die gesamtdeutsche Geschichte zwischen 1945 und 1989 verarbeitet worden. Der kürzlich wieder ausgestrahlte Film „Der Mauerschütze“ gehört wohl zu den sensibelsten und realistischsten Beschäftigungen mit dem Thema. Er erzählt von einem Mann, der in jungen Jahren bei den Grenztruppen der DDR ein junges Paar auf Befehl seines Vorgesetzten an der Flucht hindern wollte und dabei den Mann erschossen des Paares erschoss. Viele Jahre später, die Mauer ist längst gefallen, verfolgt ihn seine Tat immer noch, er reist zu der Frau, die inzwischen auf Usedom lebt und eine Tochter hat, mit der sie bei ihrer Flucht schwanger war. Der Mauerschütze gibt sich zunächst nicht zu erkennen, erst später, nachdem er sich in die Frau verliebt hat, offenbart er ihr ihre Geschichte. Ein eindringlicher Film, der die Not, innere Zerrissenheit und bleibenden Belastungen von Menschen, die in einer Diktatur leben mussten, eindrücklich vor Augen führt.

Was ist aus dem Stadttraum geworden, dessen Anfänge an der Bornholmer Straße man von der Behmstraßenbrücke aus beobachten kann? Welche Visionen ergeben sich für diese Stadt, für dieses Land aus seiner ganz besonderen Geschichte? Die Kraft, die die biblische Verheißung von den zu Pflugscharen werdenden Schwertern entfaltet hat, kann uns auch heute dazu ermutigen, unsere eigene Situation im Licht der biblischen Texte zu betrachten. Von Aufbrüchen erzählen diese Texte, von Hoffnungen in

ausweglosen Situationen und davon, dass verhärtete Fronten aufgebrochen und Mauern überwunden werden können.

Berlin hat sich dramatisch verändert seit der Zeit, als die ersten Trabis über die Bornholmer Straße rollten und sich Menschen nicht mehr von Grenzzäunen und Schlagbäumen abhalten ließen auf dem Weg in die Freiheit. Berlin ist eine weltoffene Stadt geworden, Menschen aus vielen Ländern der Erde kommen Jahr für Jahr hierher; Kunst und Wissenschaft, Musik und Mode, auch das religiöse Leben haben sich in einem Vierteljahrhundert in geradezu atemberaubender Weise entwickelt. Geradezu ein Ort der Völkerwallfahrt ist Berlin geworden – Grund genug, die Vision des Propheten Micha für Israel auch in unsere Zeit und in diese Stadt sprechen zu lassen.

Spinnen wir diese Vision darum weiter zu einem Traum für diese Stadt. Von der Weisung Gottes ist dort die Rede und davon, dass Recht sein wird zwischen den Völkern. In Berlin trifft das in diesen Zeiten auf eine ganz spezifische Situation. Flüchtlinge auf dem Oranienplatz, seit kurzem auch an der Gedächtniskirche, stellen uns vor die Frage, wie wir mit Schutz- und Hilfebedürftigen umgehen. Gerade in Berlin sollte die beglückende Erfahrung von Freiheit und überwundenen Grenzen unser Denken und Handeln bestimmen. Wenn Berlin eine Stadt ist, die sich der Schwachen annimmt, in der Mitmenschlichkeit und Barmherzigkeit regieren, ist das der beste Ausweis dafür, dass wir die geradezu unfassbare Geschichte, die im November 1989 auf der Bornholmer Straße begonnen hat, weiterschreiben für diese Stadt und die Menschen, die in ihr leben. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.